

»Die Auferstehung«

Karl-Heinz Ott erzählt brillant und mit großer Komik von dem, was eine Familie zusammenhält – und was sie auseinanderreißt

Laut dem französischen Philosophen und Wissenschaftler der Aufklärung Blaise Pascal ist die Vernunft dazu da, dem Menschen seine Nichtigkeit zu zeigen. Karl-Heinz Ott lässt in seinem neuen Roman »Die Auferstehung« nicht nur über diesen Gelehrten parlieren, leitmotivisch begleitet er das ganze Buch. Jakob, vielleicht die Hauptfigur der Geschichte, kann seinen kurzen Fernsehbeitrag über den französischen Denker nicht mehr abdrehen – er wird nach Hause gerufen, in die schwäbische Provinz nach Ulm, da sein Vater gestorben ist. Die vier Kinder, sicher schon in ihrer zweiten Lebenshälfte, versammeln sich, nicht nur aus Trauer um den Vater, sie wollen seinen Tod noch geheim halten, bis sie das Testament gefunden haben.

Nach und nach demonstriert Ott seine Protagonisten, stellt sie uns vor als Archetypen der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte. Joschi, der ewige Alt-Linker aus studentenbewegten Tagen, der noch immer das passende Marxzitat parat hat, irgendwie aus der Zeit gefallen, seine Theorien ausgewaschen und schäbig, wie sein abgetragener Pullover. Einst straffällig geworden und mittellos, war er sein Leben lang angewiesen auf die finanzielle Hilfe des Elternhauses. Das alternativ und ökologisch bewegte Gegenstück dazu ist Uli. Er hat sich mit seiner Frau Franziska und seinen Kindern – Uli ist der einzige Spross der Familie, der für Enkel gesorgt hat – zurückgezogen aufs Land und verdient mehr schlecht als recht den Lebensunterhalt als Werklehrer an einer freien Schule. Zuvor hat er mit seiner Frau alles ausprobiert, was die alternative Szene so an spirituellen und ökologischen Spielwiesen

anzubieten hatte. Jakob, der jüngste unter den Brüdern, hat sich als Philosoph für ein Leben als Bohemien entschieden. Mit seinem Hang zum kulinarischen Luxus und einer Pariser Mansardenwohnung, immer am pekuniären Limit, hält er sich mit Beiträgen für Kulturmagazine im Fernsehen über Wasser. Doch mit seinen hohen Ansprüchen ist er zum Auslaufmodell des Senders geworden. Einzig die Schwester Linda scheint es geschafft zu haben. Als Leiterin eines Kunstmuseums, wenn auch nur in Memmingen, fühlt sie sich mit ihrem Mann Fred, Chef der dortigen Volkshochschule, als intellektuelle Flaggshippe der Stadt.

Linda war es auch, die die seltsamen Veränderungen ihres Vaters zuerst wahrgenommen hat. Man kümmerte sich herzlich wenig um ihn, denn seit die Mutter vor 13 Jahren starb, lebte der ehemalige Chefchirurg einsam in dem viel zu großen Haus. Aber so einsam nun doch wieder nicht, denn er nahm sich eine ungarische Pflegekraft, die ihm trotz seiner Parkinsonerkrankung neue, scheinbar auch sexuelle Lebensgeister eingehaucht hat. Ausgerechnet diese »Person« soll jetzt den Kindern das Erbe streitig machen. Äußeres Anzeichen des Bruches in der Beziehung zu seinen Kindern war der Versuch der Tochter, ihren Vater entmündigen zu lassen.

Zwischen entlarvender Banalität und philosophischem Parlando bewegen sich die Gespräche des versammelten Nachwuchses (samt Partnern), um die Wartezeit auf den »Avocatus Diaboli« zu verkürzen, der mit dem Testament in der Tasche für Aufklärung sorgen soll. Die schlimmsten Befürchtungen enterbt, worden zu sein, lassen sich nicht von der Hand weisen, hat doch der Vater ausgerechnet Max, den einstigen Nachbarsjungen und ehemaligen Verlobten von Linda, die Unperson an sich, zum Nachlassverwalter eingesetzt.

Wenn Karl-Heinz Ott seine Figuren in die Vergangenheit blicken lässt, tauchen diese ein in die Aufbruchstimmung der Sechziger und Siebziger Jahre. Dabei zeichnet er Lebensentwürfe, erinnert an Hoffnungen und Träume von einer besseren Zukunft; anders, als die El-



tern es vorgelebt haben. Noch weiter in die Kindheit gehen die Gespräche zurück in eine Zeit mit langweiligen Sonntagen im trauten Kreis der Familie und natürlich dem obligatorischen Urlaub im sonnigen Süden. Damals war der Generationenkonflikt noch deutlich spürbar, gespiegelt im Bewahren und Aufbauen der Eltern und dem Einstürzen und dem Alles-Infrage-Stellen der Kinder.

Heute haben sie sich auseinandergelebt, sind desillusioniert – doch der Tod scheint sie wieder zu vereinen. Der Abschied vom Vater erlaubt letzte Gedanken, die Philosophie dreht sich um Anfang und Ende. So kultiviert sich der Nachwuchs



gibt, so schnell kommen auch die alten Verletzungen ans Licht, der Neid und der Kleingeist, der all das Schöngestige ins Profane abgleiten lässt.

Der Roman von Karl-Heinz Ott ist ein beeindruckendes Gemälde der Nachkriegszeit – aber gleichzeitig auch eine bitterböse Gesellschaftssatire, die stark an Thomas Bernhard erinnert. Man ist versucht zu sagen, davon möchte man mehr lesen, so wünscht man sich deutsche Gegenwartsliteratur.

THOMAS MAHR

Karl-Heinz Ott: »Die Auferstehung«, Roman, Hanser Verlag, München, 352 Seiten, € 22,90.